



Einander die Hände reichen

Mein Wirken im Senegal



African Renaissance
Monument in Dakar



Agnes Benz-Tiziani

Einander die Hände reichen

Mein Wirken im Senegal

*«In jedem von uns ist Licht,
es ist unsere Aufgabe, dieses Licht
zum Leuchten zu bringen.»*

Nelson Mandela

Erste Auflage Herbst 2024

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2024 by Agnes Benz-Tiziani

info@handfuerafrika.ch | www.handfuerafrika.ch

Bildrechte: Ornamente auf Stoff | © rawpixel.com

Alle anderen Fotos und Abbildungen: © Hand für Afrika |

Privatbesitz Agnes Benz-Tiziani

Textarbeit: Franziska K. Müller (privatbiografie.ch)

Schrift: Filo Pro, Avenir Next

Druck und Bindung: GRASPO CZ, a.s.


Papier: Munken print white 90 g/m², 1.5

ISBN 978-3-907110-23-2

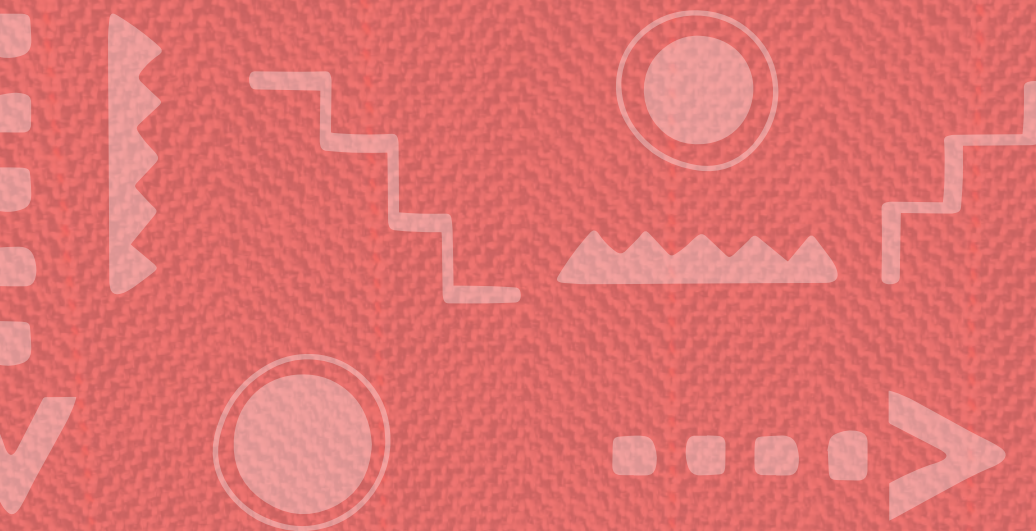

Vorwort.....	8
1 Sieben Priester und eine Kerze	12
2 Eine Hilfsorganisation – aus dem Herzen entstanden	24
3 Von Oberitalien nach Montlingen – Schicksal als Motivation	30
4 Der Himmel hilft mit.....	40
5 Liebe auf den ersten Tanz	54
6 Trautes Heim	64
7 Auf zu neuen Ufern	72
8 Wasser – Quelle des Lebens	82
9 Vom Greenhorn zur Macherin	90
10 Léon und Hyazinthe	104
11 Madonna im Garten	122
12 Medizinische Versorgung	128
13 Die Sonne als Kochherd	138
14 Riethüsli-Dakar – Hilfe kommt mit Containern	144
15 Gemeinsam religiös.....	156
16 Frauenpower senegalesisch	168
17 Neue Erkenntnisse.....	190
18 Senegal im Wandel der Zeit	200
19 Die Jugend in die Dörfer zurückholen – das Öko-Projekt	208
20 Landwirtschaft als Arbeitgeber	222
21 Corona und Aufbruch	232
22 Das Gute in die Welt tragen	244

23	Mitstreiter, Unterstützende und Projektbeteiligte berichten	252
-	«Wir sind alles Menschen», <i>Pater Ambroise Tine (69)</i>	252
-	«Wir sind ein tolles Team», <i>Kurt Benz (80)</i>	266
-	«Das Feuer darf nicht erlöschen», <i>Christoph Benz (49)</i>	271
-	«Einander die Hände reichen», <i>Patrick Guidon (47)</i>	275
-	«Träume leben und verwirklichen», <i>Karin Kreibich (55)</i>	283
-	«Mit Herzblut», <i>Margot Fröhlich (52)</i>	288
-	«Land der Teranga», <i>Abbé Pierre Aye Ndione (49)</i>	292

Danke	299
Weitere Informationen	300



Dieses Buch widme ich meiner lieben
Familie, allen Freunden und Helfern und jenen
Menschen, die mit einem offenen
und gütigen Herzen bereit sind, sich für die
Armen und Notleidenden einzusetzen.



Vorwort



Die Stadt Thiès im Westen Senegals im November 2002: Agnes Benz, 53 Jahre, Mutter von drei erwachsenen Kindern ist zum ersten Mal Gast in der Diözese Thiès, wo sie übernachtet. An einem Morgen erwähnt Abbé Ambroise, dass er heute Bambey besuche, weil dort die Eltern gegen die Schule rebellierten. Er fragt sie, ob sie mitreisen möchte. In Bambey führt er sie in ein baufälliges Schulgebäude, zieht einen Backstein mitten aus der Mauer und sagt: «Das ist der Zustand unseres Bildungswesens.» Agnes ist ob der Not hin- und hergerissen. Sie will helfen. Aber wie? Woher die notwendigen Mittel beschaffen? Ängste kommen auf, doch sie überwindet sie und sagt zu Abbé Ambroise: «Ich kann nichts versprechen, aber ich versuche zu helfen.»

Zurück zu Hause in der Schweiz, bespricht sie die Situation mit ihrem Ehegatten Kurt. Beide schreiben einen Bericht, entwickeln daraus ein Projekt. Sie sprechen Geldgeber an. Nach kurzer Zeit sind über CHF 100 000 beisammen. Die maroden Schulgebäude in Bambey werden abgerissen. Ein Jahr später, 2003 haben die Kinder neue, sichere Klassenzimmer. Die Schule ist so erfolgreich, dass sie expandiert, später ausgebaut wird. Das ist der Beginn der internationalen Hilfsorganisation von Hand für Afrika. Agnes nimmt sich aller Anliegen an, die im Verlauf der vielen Reisen in den Senegal an sie herangetragen werden. Es sind über 20 Projekte an Schulen, dazu kommen Vorhaben zur Wasserversorgung von Dörfern, zur landwirtschaftlichen Entwicklung, für die Hygiene und Gesundheit. Sie ruft Patenschaften für Schulkinder

ins Leben, die die Kosten für die Unterrichtsmaterialien nicht aufbringen. Im ersten Jahr sind es 20 Patenschaften, heute sind es weit mehr als 1000 Kinder jährlich, die unterstützt werden. Einzelschicksale von jungen Menschen bewegten sie ebenso, sodass Agnes Hilfe für sie sucht und findet.

Mit einer Gruppe von Freundinnen und Freunden begleitete ich Agnes Benz im November 2016 auf einer ihrer Senegalreisen. Einen grossen Teil meines Lebens verbrachte ich in anderen Kulturen, habe dort gearbeitet, unterrichtet. Die Reise in den Senegal wurde zu einem Wechselbad der Gefühle – geprägt von Farbigkeit und Fröhlichkeit bis hin zum Elend unserer Mitmenschen in diesem Land, die oft in ausweglosen Situationen leben.

Es war Ramadan in diesem vorwiegend muslimischen Land. 91 Prozent der Gesamtbevölkerung gehören dieser Religion an. Wir teilten das Gedränge am Flughafen mit einer beachtlichen Anzahl von Pilgern, die die Fastentage mit ihrer Familie verbrachten. Geduld war gefragt. Draussen rasten bunt dekorierte Busse durch die Strassen. Viele trugen die Aufschrift «Alhamdulillah» – gelobt sei Allah –, was bei deren Baufälligkei angebracht ist. Alle sagen, es wird einige Unfälle mit Toten geben.

Am nächsten Tag Einweihung des neuen Gymnasiums in Pambal-Léhare. Schulmädchen tanzen zu Trommeln, die von Männern geschlagen werden. Dann stehen die Frauen in ihren bunten Festtagsgewändern auf, bewegen sich wie in Ekstase zur Musik. Reden folgen. Anderntags besuchen wir die Schulen von Ngascop und Bambey. In der einen werden wir mit der Schweizer Nationalhymne empfangen. Die Kinder singen alle Strophen – wir nur zum Teil. Ich setze mich mit meinem

Patenkind zusammen, das in der Abschlussklasse ist. Er ist scheu, sagt kaum ein Wort.

Am dritten Tag Besuch einer Staatsschule in Diohine Toucar, wo Hand für Afrika 40 Patenkinder betreut. Einige Dorfbewohnerinnen in ihren farbigen Gewändern und mit Turbanen haben am Boden sitzend ihre lokalen Produkte ausgestellt. Von einer festlich gekleideten jungen Frau werde ich in ihrer Sprache, dem Wolof, angesprochen. Der mich begleitende Abbé erklärt, das heisst «Nimm mich mit». Ein Lehrer zeigt mir sein Zimmer. Es ist eine Betonzelle mit zwei Matratzen auf dem Boden. Auf einem Klappstuhl liegt ein Laptop. Von seinen Kollegen erfahre ich später, dass er schon zweimal nach Spanien floh und wieder zurückgeschickt wurde.

Am vierten Tag fahren wir an riesigen Baobab-Bäumen mit ihren sagenhaft dicken Stämmen vorbei – besuchen ein Dorf, in dem Wasserprojekte realisiert wurden. Agnes erzählt mir, dass der Chef du Village beim ersten Kontakt meinte: «Vous êtes la première femme blanche, dans mon village» – «Sie sind die erste weisse Frau in meinem Dorf». Zu unserem Empfang wurde eine Ziege geschlachtet, die wir auf dem Boden sitzend verzehren. Eine Dorfbewohnerin bedankt sich in einer Rede bei Agnes für die neuen Sanitärinstallationen. Sie haben jetzt die Möglichkeit, sich in einem geschützten Raum zu pflegen.

Am fünften Tag folgt auf holprigen Pisten die ermüdende Tagesreise in den Süden nach Keur Aiyb Kâ an der Grenze zu Gambia. Es ist eine muslimische Schule mit einer jungen Direktorin. Sie ist eine Kämpferin – die Dorfbewohner nennen sie «die Löwin». Sie säugt ihr wenige Wochen altes Baby. Zwei renovierte sowie zwei neue Gebäude werden in einer festlichen Zeremonie eingeweiht.

Wir besuchen den Kindergarten, der in einer Bambushütte untergebracht ist. Wir erfahren, dass die Kinder oft «Maître, un serpent» – «Herr Lehrer, eine Schlange» rufen. Ein Jahr darauf haben die Kindergartenkinder ihren festen Bau. Eine Umgebungsmauer der Schule hält die Reptilien fern.

Der Abschluss der Reise bildet der Besuch der Insel Gorée bei Dakar, der Sklaveninsel. Hier fing der Leidensweg der Menschen mit der Verschiffung nach Übersee an. Da der Guide nur französisch spricht, übersetze ich simultan. Er zeigt uns die dunkeln Einzelzellen für Isolationshaft unter einer Treppe und erzählt, dass Nelson Mandela hier geweint habe. Mir bricht die Stimme.

Am Ende dieser Reise waren wir von den überwältigenden Eindrücken Senegals geschafft – nur Agnes schien alles unbeschadet zu überstehen. Sie wurde allерorts in die festlichen Gewändern der hiesigen Frauen eingekleidet. Es war ein Ritual, das zeigte, du bist eine von uns: Agnes Benz, Mère du Sénégal – eine Mutter Senegals. Zurück in der Komfortzone meiner Schweiz, sagte ich zu ihr: «Deine Geschichte darf nicht verloren gehen.» Hier ist sie, von Franziska K. Müller geschrieben.

Peter M. Haller, Regensburg, April 2024

Sieben Priester und eine Kerze



«Aus dem Radio erklingt afrikanische Musik. Fremde Gerüche und Lärm dringen durch die offenen Fenster des klapprigen Autos. Farbenprächtig gekleidete Frauen verkaufen Waren am Strassenrand. Tiere bahnen sich ihren Weg durch das Chaos. Niemand hält sich an Verkehrsregeln, und auch die aberwitzigen Manöver des Taxifahrers sorgen für endlose Hupkonzerte. Ich bin schweissgebadet. Nach einer halsbrecherischen Fahrt über stauartige Landstrassen stehe ich vor meinem Ziel, dem Priesterhaus des Bistums Thiès. Es präsentiert sich in einem – für unsere Verhältnisse – armseligen Zustand. Pater Ambroise schliesst mich lachend in die Arme und zeigt mir mein Zimmer. Nicht sehr gross, verfügt es über ein einziges raumfüllendes Möbelstück; ein Eisenbett, über das sich ein altes, muffiges Moskitonetz spannt. Wenig später sitze ich im Innenhof. Ruhe. Frische Luft. Das äusserer Leben – Sätze in einer Sprache, die ich nicht verstehe, Geräusche von klappernden Hufen und feines Glockengebimmel – dringt nur noch akustisch zu mir vor: eine schöne Art und Weise, um das Fremde zu erleben. Es ist mein erster Aufenthalt in Senegal, und er wird mein weiteres Leben prägen.

Zwei Jahre zuvor hatte sich der Jahrtausendwechsel angekündigt. Die schlimmen Prophezeiungen, die sich um den Niedergang der Welt drehten, traten nicht ein. Im Gegenteil: Für mich persönlich fand damals statt, was ich später eine glückliche Fügung nannte. Ich amtierte als Präsidentin des Pfarreirates im sanktgallischen Riethüsli, als mir eine Bekannte erzählte, ihre Tochter

treffe in Konstanz einen Priester aus Senegal, ob dieser am kommenden Sonntag einen Gottesdienst in unserer Kirche abhalten dürfe. Kurzfristig konnte alles organisiert werden. Zuvor sollte ein Besuch bei uns zu Hause stattfinden. Es klingelte an der Haustüre. Ich öffnete, und über meinen ersten Gedanken konnte er später herzlich lachen: «Mein Gott, ist der Mann schwarz!» Tatsächlich war es Sympathie auf den ersten Blick. Ich erfuhr, dass Ambroise Tine, als Direktor der katholischen Diözese (DI-DEC) in Thiès, der zweitgrössten Stadt Senegals, für den Bildungsbereich zuständig ist. Beim Abendessen erzählte er von der Armut der Menschen, in deren Dienst er sich gestellt hat. In einem der ärmsten Länder der Welt, so liess er uns wissen, kämpft die Bevölkerung immer wieder mit Nahrungsmittelkrisen. Sauberes Wasser ist Mangelware, die medizinische Versorgung für Millionen von Menschen in ländlichen Gegenden inexistent. Frauen und Mädchen sind in der patriarchalisch geprägten Gesellschaft benachteiligt. Mangelnde Bildungsmöglichkeiten sorgen dafür, dass sich Chancenlosigkeit und Armut von Generation zu Generation weitervererben.

Am nächsten Tag hielt Ambroise eine beeindruckende Predigt, in der er sein Engagement aber nicht thematisierte, doch freute er sich sehr, als wir ihm die Kollekte für seine Hilfsprojekte in Senegal übergaben. Er kehrte in seine Heimat und zu seinen Aufgaben zurück. Als er sich Monate später wieder meldete und von einem Besuch in Deutschland erzählte, lud ich ihn spontan in die Schweiz ein. Das Bedürfnis, einander besser kennenzulernen, beruhte auf Gegenseitigkeit. Ich organisierte einiges, wollte ihm unser Land zeigen und ihn mit Menschen bekannt machen, die bei uns in der Kirche arbei-

ten. Die Tage verliefen in grosser Harmonie. Der Funke zwischen uns sprang über, und gleichzeitig erfuhren wir mehr von seinem Engagement in Senegal.

«Ambu», wie wir ihn bald liebevoll nannten, erzählte, dass Hunderttausende von Kindern in Senegal keine Schulen besuchen, weil ihre Eltern die damit verbundenen Kosten nicht bewältigen können, und: Im Rahmen der DIDEC würden Schulpatenschaften an ausländische Gönnerinnen und Gönner vermittelt, die Mädchen und Jungen aus sehr armen Verhältnissen die Chance auf Bildung und eine Zukunft ermöglichen. Das Konzept des Projektes, das sich damals im Aufbau befand, leuchtete mir sofort ein. Ich äusserte das Bedürfnis und die Bereitschaft, im Kleinen helfen zu wollen.

Nach seiner Abreise machte ich mich sofort auf die Suche, klopfte an Haustüren und griff zum Telefontaster. Mit dem Resultat, dass ich im Quartier fast sofort zwanzig Pateneltern fand, die fortan ein Kind mit einem jährlichen Beitrag unterstützten. Ich war noch ein Greenhorn und rechnete stolz den mir riesig erscheinenden Betrag aus, der den Mädchen und Jungen zugutekommen wird. 3000 Franken! 2001 scheiterte eine erste Reise in den Senegal, denn die Schweizer Fluggesellschaft Swissair verkündete damals das Grounding. Vor allem meine Rückreise würde in den Sternen stehen, liess man mich wissen. Die politische Lage im Land war prekär. Ein neuer Präsident, Abdoulaye Wade, der Grosses vorhatte und mit der Casamance-Aufstandsbewegung verhandelte, prägte die unruhige Zeit.

Doch nun befand ich mich endlich im westafrikanischen Land, das sich von den Ausläufern der Sahara im Norden bis zum tropischen Feuchtwald im Süden

erstreckt und grossteils in der Sahelzone liegt. Am Morgen trat ich noch etwas verschlafen an einen grossen Tisch. Sieben Priester, unter ihnen auch Ambroise, nahmen ein afrikanisches Frühstück zu sich und musterten mich, die einzige Frau, wohlwollend. Und wie mir schien, auch leicht amüsiert. Aufgrund von Stromausfällen tapste ich in der vergangenen Nacht auf der Suche nach der Toilette, die im Korridor lag, suchend und rumpelnd durch die Finsternis im fremden Umfeld. In der zweiten Nacht stand eine brennende Kerze als Orientierungshilfe vor meiner Türe, die ein fürsorglicher Mann Gottes dort deponiert hatte. Bald lernte ich auch Abbé Mendy kennen, der im Maison du Prêtre seinen Lebensabend verbrachte. Geprägt durch die vielen Stationen seines Lebens, hatte er eine Beinamputation hinter sich und war auf den Rollstuhl angewiesen. Doch dadurch liess er sich seine Heiterkeit nicht nehmen. Stets zu Scherzen aufgelegt, verbrachten wir zusammen fröhliche Stunden am grossen Esstisch im Priesterhaus und stiessen dabei auch auf unseren Verein an. Bevor ihm Gott die ewige Ruhe schenkte, durfte ich ihn noch viele Male treffen. Die geteilte Freude verlieh diesen Begegnungen eine ganz besondere Qualität.

In den kommenden Wochen wollte ich Land und Leute kennenlernen, alles mit eigenen Augen sehen, möglichst viele Eindrücke gewinnen. Die Sprache, Wolof, verstand ich nicht, die Kultur, das Klima und die Lebensumstände, waren mir komplett fremd. Auf die Lektüre von allzu vielen Reiseführern hatte ich bewusst verzichtet: Was ich erlebte, brachte ich in keinen theoretischen Kontext. Ich nahm alles ungefiltert und mehrheitlich auf der emotionalen Ebene wahr. Vielleicht empfinde

ich die damaligen Eindrücke gerade aus diesem Grund als unverstellt und authentisch. Im zentralen Westen des Landes gelangte ich zusammen mit Ambroise in abgelegene Gegenden, die Aussenstehenden normalerweise verschlossen bleiben. Manche der offiziellen Zahlen, die zum Teil auch heute noch Gültigkeit haben, ergaben sofort Sinn. Pro hunderttausend Menschen stehen nur acht Ärzte zur Verfügung. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 53 Jahre. Die Alphabetisierungsrate liegt bei 37 Prozent. Zwei Millionen Kinder können die Schule nicht besuchen, und nur 16 Prozent der Mädchen und Jungen absolvieren mehr als sechs Schuljahre.

Die Armut machte mir am meisten zu schaffen. In dieser Form hatte ich sie noch nie erlebt. Die Einheimischen lebten von der Hand in den Mund. Andere besaßen eine kleine Hütte, die Mutter Erde, auf der sie standen, und vielleicht eine winzige Parzelle, deren Erträge – Zwiebeln, Gemüse, Maniok und Hirse – von vielen unberechenbaren Faktoren abhingen. Die Chancen auf Verbesserung schienen sehr gering zu sein. Was ich sah, zehrte an meinen Kräften. Einmal, ich war demoralisiert und gesundheitlich angeschlagen, versuchte mich mein Begleiter zu beruhigen: «Die Menschen kennen nichts anderes, für sie ist dieser Alltag Normalität.» Das mochte so sein. Allerdings: Schwanken die Ernterträge oder drohen andere Schicksalsschläge, erfährt die Armut nochmals eine Verschärfung. Nicht nur die Existenz, auch das Überleben ist dann bedroht. Der sehnsüchtig erwartete Regen kam in diesem Jahr nur sparsam und in anderen Regionen gar nicht. Brunnen oder andere verlässliche Wasserquellen existierten nur teilweise. Vielerorts konnte nur ein Viertel der üblichen

Mengen geerntet werden. Die Menschen wussten, was sie erwartete, denn bald würden die angelegten Vorräte von Bohnen, Hirse, Mais und Nüssen verzehrt sein. Später wurden wir Zeugen, was eine verheerende Heuschreckenplage anrichten kann. In schwarzen, riesigen Wolken zogen die tonnenschweren Schwärme aus dem nordafrikanischen Atlasgebirge über den Senegal. Ein kleiner Bruchteil eines durchschnittlichen Schwarms vertilgt innerhalb von wenigen Stunden so viel Nahrung wie 2500 Menschen pro Tag. Die Schwärme legen pro Tag bis zu 200 Kilometer zurück, und wenn sie die Felder verlassen, sind Tausende von Hektar Land verwüstet, was dazu führt, dass Zehntausende von Kleinbauern der nächsten Hungerkatastrophe entgegenblicken, denn für neues Saatgut fehlt ihnen das Geld.

Dass sich jemand für ihr Leben und ihre Sorgen interessiert, war für die Menschen in diesen Dörfern neu. Klagen hörte ich sie nie, und um Hilfe zu bitten kam ihnen nicht in den Sinn. Vielleicht auch, weil sie bisher noch nie Unterstützung erhalten hatten? Mich, die Weise aus einem reichen Land, nahmen sie wohlwollend, ohne Misstrauen oder Hintergedanken auf. Auch wenn sie nichts hatten, wurden mir ein Stuhl und ein Schluck Wasser angeboten. Dass der Funke zu mir übersprang, hängt bestimmt mit vielen Kleinigkeiten zusammen. Mit welchen genau, überlegte ich mir nie. Ich nahm diesen Umstand, auch im übrigen Leben, einfach als Geschenk an, durfte so bleiben, wie ich bin, ging auch in Senegal offen auf die Einheimischen zu. Stets blieb ich bei der Wahrheit und begegnete meinem Gegenüber mit ehrlichem Respekt. Die Glaubwürdigkeit und die Verbindlichkeit, die meine Mitstreiter und ich im Verlauf



Senegal erstreckt sich von den Ausläufern der Sahara im Norden bis zum tropischen Feuchtwald im Süden und liegt grossteils in der Sahelzone. Die schwierigen und oft aussichtslosen Bedingungen in ländlichen Regionen führten in den vergangenen Jahren zu einer Landflucht. Rund die Hälfte der Bevölkerung lebt nun in den grossen Metropolen des Landes wie Dakar oder Thiès. Mangelnde Infrastruktur und Armut bleiben Themen, und viele Menschen, die sich eine bessere Existenz erhofften, leben weiterhin von der Hand in den Mund.



Als Agnes Benz 2002 zum ersten Mal nach Senegal reiste, hätte sie sich nicht vorstellen können, dass sie sich bald selbst hinter das Steuer von klapprigen Mietautos setzen würde, um in die entlegenen Dörfer im Busch zu gelangen. In der Zwischenzeit hat sie sich längst an die anarchistischen Begebenheiten im Strassenverkehr gewöhnt, zu dem auch die traditionellen kleinen Kutschen (Charrettes) mit Pferden gehören.

der Zeit unter Beweis stellten, führte zu Vertrauen, wie ich heute sagen darf. Seit den Anfängen fanden Hunderte von Begegnungen statt, und mit jeder Reise lernte ich die Angehörigen verschiedener Stämme besser kennen. Am Anfang eher zurückhaltend, sind es herzliche Männer und Frauen, die stolz auf ihr Land und ihre Kultur sind und sehr tapfer durch das Leben gehen. Auch später, als sie wussten, dass ich viele Möglichkeiten habe, kamen sie nie mit Forderungen auf mich zu. Vielleicht erzählten sie auf Umwegen von einem Problem, das besonders große Sorgen bereitete, doch den Antrieb, tätig zu werden, überliessen sie stets mir.

Der Zusammenhalt in den armen Familien, die sich gegenseitig unterstützen und einander helfen, erinnerte mich bereits auf meiner ersten Reise positiv an meine Kindheit und Jugend in einer Grossfamilie, die nach heutigem Ermessen ebenfalls als arm gelten würde. Anderes sah ich kritisch. Was auf dem Land in der Schweiz bis in die 1960er-Jahre üblich war, gilt in Senegal immer noch. Damit die Mithilfe in den Familien gewährleistet ist, werden vor allem Mädchen oft nicht oder nur für kurze Zeit zur Schule geschickt. Jung, unausgebildet und komplett unerfahren, arbeiten sie in den Großstädten als Hilfskräfte und werden – so weiss man aus entsprechenden Studien – oft physisch und psychisch ausgebeutet. In vielen anderen Fällen werden Ehen arrangiert und die Mädchen noch im Teenageralter Mütter, worauf sie in den gewohnten Kreislauf von Armut und Existenzkampf geraten.

Ich wusste: Bildung ist aus vielen Gründen wichtig. Bereits wer lesen und schreiben kann, kann sich gegen Unrecht zur Wehr setzen, zu wichtigen und lehrreichen

Informationen in verschiedenen Bereichen gelangen und diese auch innerhalb der Landwirtschaft umsetzen. Dem weiteren Schulbesuch kann die berufliche Ausbildung folgen sowie eine Arbeit mit einem festen Lohn im formellen Arbeitsmarkt. Dieser Bereich der Entwicklungszusammenarbeit machte von Anfang an grossen Sinn für mich. Etwas schüchtern begrüsst mich Tage später jene Jungen und Mädchen aus Mont Rolland, die bereits von Schweizer Pateneltern unterstützt wurden, darunter auch mein erstes Patenkind, die kleine Agnes Mbengue. Weil ihre Eltern das Schulgeld aufgrund schwankender Ernteerträge nur unregelmässig bezahlen konnten, musste sie, genau wie viele andere Kinder aus den umliegenden Dörfern, dem Unterricht immer wieder monatelang fernbleiben. Das änderte sich mit der Patenschaft. Das Mädchen schaffte den Anschluss, besuchte nach der Grundschule die Sekundarschule und konnte eine Ausbildung absolvieren. Heute ist sie Ehefrau und Mutter, betreibt in ihrem Dorf aber auch eine kleine Gaststätte, die ihr Selbständigkeit und ein eigenes Einkommen ermöglicht.

Während meinem ersten Aufenthalt im Land wuchs die Gewissheit, dass ich mich im Bereich der Bildung weiter engagieren will. Gleichzeitig erkannte ich die Notwendigkeit, schnell und unbürokratisch Nothilfe leisten zu können. Wenn man sieht und erfährt, dass sich auf einer Neugeborenen-Station viele Babys mit Malaria infizieren und somit vom Tod bedroht sind, weil die wenigen Rappen für einen Schutz über den Bettchen fehlen, kauft man vor Ort hundert Moskitonetze. Wenn drei Geschwister beim Wasserholen ertrinken und die am Boden zerstörten Eltern kein Geld für die Bestattung und

die kleinen Säрге aufbringen können, weiss man ebenfalls, was zu tun ist. Das Gleiche gilt, wenn man auf die Ärmsten der Armen trifft, die keinen Zugang zur ärztlichen Versorgung haben oder nicht wissen, was sie in den nächsten Tagen, Wochen und Monaten essen sollen. Eine spontan ausgerufene Spendenaktion in der Schweiz führte bereits ein Jahr später dazu, dass zwölf Tonnen Reis an die Not leidende Bevölkerung verteilt werden konnten. Ebenfalls initiierten wir auf der nächsten Reise, was wir bis zum heutigen Tag machen: Wir schenken den Betroffenen vor Ort Lebensmittelpakete mit Öl, Mehl, Zucker und Grundnahrungsmittel, die wir vor Ort einkaufen und zusammenstellen.

Ist das nur ein Tropfen auf den heissen Stein? Ja, das stimmt. Aber dem Armen, dem wir in der Not begegnen, bedeutet dieser Tropfen die ganze Welt. Die Armen zu sehen, ihnen beizustehen, sei es mit materieller Unterstützung oder auch indem man sie anblickt, ihnen zuhört, sie und ihr Schicksal ernst nimmt, ist eine wichtige und richtige Aufgabe. Arm ist nach internationaler Definition, wer pro Tag mit weniger als 1.90 Dollar leben muss. Doch Armut ist so viel mehr als ihre materielle Begriffsbestimmung. Die Armen sind schutzlos und machtlos. Man kann ihnen die Grundrechte – Schulbildung, sauberes Wasser, medizinische Versorgung – verweigern, ohne Konsequenzen befürchten zu müssen. Die Verzweiflung führt dazu, dass sich jedes Jahr Hunderttausende von Menschen aus afrikanischen Ländern in Gefahren begeben. Wer verlässt ohne grosse Not alles, was vertraut ist, die Heimat und geliebte Menschen? Einmal sagte mir ein junger Senegalese: «Ich nehme den Tod auf der Flucht über das Meer in Kauf, weil ich

dieses schreckliche Leben nicht mehr will.» Schaffen es die Menschen nach Europa, sind sie hier nicht willkommen, und die Bedingungen bleiben in den meisten Fällen hart. Bevor Afrika sein Potenzial an Ressourcen ausschöpfen kann und der Profit den Menschen im Land zugutekommt, muss viel geschehen. Ob das jemals stattfinden wird, wissen auch kluge Leute nicht. Die pragmatische Unterstützung im Kleinen ist und bleibt wichtig. Dass viele Tropfen auch Grosses bewirken können, sollte unser Engagement zeigen.